

**OSWALD
TIEDEMANN**

**EIN
MILLIONÄR**

Oswald Tiedemann

Ein Millionär

Novelle

Aus: Hausblätter, Herausgegeben von Friedrich Wilhelm
Hackländer und Edmund Hoefler, 2. Band, Verlag von
Adolph Krabbe, Stuttgart, 1859, S. 357–380

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Ein Millionär.

Die Junisonne schien recht freundlich herab und das Morgenkonzert im Odeon, einem der besuchtesten öffentlichen Orte der Residenz, hatte bereits begonnen, als ein, seinem Wesen nach vornehmer, noch junger Mann in den Garten trat und, da es ziemlich voll war, längere Zeit sich vergeblich nach einem passenden Platze umsah, wo er sein Frühstück einnehmen konnte. Endlich entdeckte er am andern Ende des Gartens, dort, wo ein Gitter die Fahrstraße der städtischen Promenade begrenzt, einen Tisch, an dem nur ein einzelner Herr saß. Dahin begab er sich auch sogleich, nachdem er einem Kellner die Besorgung seines Frühstücks aufgetragen und von dem ersten Inhaber des Platzes die Versicherung erhalten hatte, daß dieser nicht weiter in Anspruch genommen sei. Er setzte sich hierauf so, daß er durch das offenstehende Gitterthor den Blick frei behielt auf die Fahrstraße, die, wie schon bemerkt, nebst einem Reitweg zur Promenade der Residenz gehörte.

In dieser Stellung ignorirte der junge Mann freilich seinen Tischgenossen, dem er halb den Rücken zukehrte, doch schien dies absichtslos zu geschehen, denn sein ganzes Wesen, der in die Hand gestützte Kopf, das starr

vor sich hinblickende Auge, die Gleichgültigkeit, mit der er das Frühstück genoß, alles das verrieth, wenn nicht mehr, zum mindesten ein ernstes, tiefes Nachdenken.

Der zuerst dagewesene Konzertgast betrachtete den Ankömmling anfangs mit interesseloser Neugierde, dann mit einer gewissen Theilnahme, welche derselbe auch schon durch sein Aeußeres in der That verdiente. Hoch und kräftig gewachsen, von edler, jetzt freilich stark umdüsterter Gesichtsbildung, verrieth ungeachtet der sehr einfachen Kleidung, die aus einem hellgrauen Beinkleid und einem dunklen, bis an den Hals zugeknöpften Rocke bestand, der Fremde in jeder Bewegung den Aristokraten.

Diese Vermuthung wurde dem ersten Tischgaste zur Gewißheit, je länger er mit dem Fremden beisammen war. Er selbst konnte für das vollkommene Gegenbild desselben gelten. Klein und hager, wenn auch nicht schwächlich von Gestalt, wollte mit dieser ein etwas großer Kopf nicht recht harmoniren; doch wurde dies Versehen der Natur durch eine lebendige, scharf ausgeprägte Gesichtsbildung wiederum ausgeglichen. Für jeden würde es aber eine schwierige Aufgabe gewesen sein, von einem bestimmten charakteristischen Zuge zu sprechen, denn man fand nicht bald eine ähnliche Beweglichkeit in einem Antlitz. Von einem glänzenden durchdringenden Auge unterstützt, wechselte es beständig im Ausdruck, schlimme Eigenschaften, wie Spott, Ironie, Schlaueit, aber auch viel Geist schienen

sich bei ihm nach einander geltend zu machen, und nur bei längerer aufmerksamer Beobachtung hätte man auch zuweilen einen Zug von Wohlwollen in den Augenwinkeln, manchmal ein gutmüthiges Lächeln um den feinen Mund entdecken können.

Diese Beweglichkeit des Mannes, oder hier besser gesagt, diese Unruhe, theilte dem Anschein nach auch sein übriger Körper. Bald zog er den einen Fuß in die Höhe und ließ den andern sinken, bald streckte er den zweiten weit von sich, balancirte mit dem Stuhle, oder beugte sich mit dem Oberkörper hin und her. Ueber das erste Mannesalter war er bereits weit hinaus, denn sein schwarzes Haar und der, wenn auch rasirte, doch kräftig wuchernde Bart waren stark mit Grau gemischt. Seine Kleidung war elegant, kostbare Ringe glänzten an seinen Fingern, eine blitzende Tuchnadel an seiner Brust und eine mit Diamanten besetzte Uhr, die er zuweilen sehen ließ, steckte in seiner Westentasche. Dabei schien dieser Mann eine sehr bekannte Persönlichkeit zu sein, denn sehr häufig wurde er von Herren und selbst von Damen in der zuvorkommendsten Weise begrüßt, eine Aufmerksamkeit, die er indeß gewöhnlich nur mit einem leichten Kopfnicken oder einer Handbewegung erwiderte.

Das wirklich ausgezeichnete Konzert schien ihn wenig zu interessiren, ebenso wenig die geräuschvolle Menge; dagegen trank er seinen Kaffee mit vieler Behaglichkeit und dampfte mit sichtbarem Genuß den köstlichen Rauch

einer Havanna-Cigarre vor sich hin in die frische Morgenluft. Inzwischen warf er hie und da einen forschenden Blick auf seinen Nachbar, der stumm und fast bewegungslos in der einmal eingenommenen Stellung verharrte. Er interessirte sich mehr und mehr für ihn und versuchte es endlich auch, mit ihm eine Unterredung anzuknüpfen; allein das wollte ihm nicht gelingen, denn der erste Versuch wurde ebenso wie ein zweiter zwar höflich, jedoch sehr kurz und in einer Weise beantwortet, die deutlich bewies, daß der Fremde nicht sprechen wolle.

Dieser Widerstand, weit entfernt, den kleinen Herrn abzuschrecken oder zu beleidigen, war im Gegentheil nur geeignet, sein einmal angeregtes Interesse zu erhöhen, und er überlegte bereits, wie er die Wortkargheit des Unbekannten am besten überwinden könnte, als ihm der Zufall in der Gestalt eines Wagens zu Hülfe kam, der am Gartengitter die Promenade entlang vorüberfuhr. Es war gewiß eine der elegantesten Equipagen der Residenz, und der Fond des Wagens jetzt von zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen, beide in reicher, geschmackvoller Morgentoilette eingenommen.

Beim Vorüberfahren an dem Platze, wo die zwei Herren saßen, wurde der zuletzt Angekommene durch das Geräusch der Räder aus seinem Hinbrüten geweckt, und indem er rasch aufblickte, wechselte der Ausdruck seines Gesichtes wie bei einer unerwarteten Erscheinung; er

zeigte sich überrascht und zugleich verlegen, ein höheres Roth färbte ihm die Wangen und nur wie unwillkürlich erhob er sich, die Vorüberfahrenden zu begrüßen. Bevor er jedoch dazu kam, konnte er wahrnehmen, daß sein bis dahin von ihm so mißachteter Tischgenosse und die Damen sich gegenseitig einen »guten Morgen!« in einer Weise zuriefen, die allein durch die genaueste Bekanntschaft gestattet wird. Da der Wagen weiter rollte, hatte er selbst eben nur noch Gelegenheit, von der jüngeren Dame, die aus dem Schlage gelehnt zurücksah, einen Blick aufzufangen. — Dem kleinen beweglichen Herrn war von dieser anscheinend so geringfügigen Begegnung nichts entgangen und lächelnd erneuerte er jetzt zum drittenmale den Versuch eines Gesprächs mit der Frage:

»Sie kennen die beiden Damen?«

Für den Unbekannten hatte der Redende an Bedeutung gewonnen, er antwortete daher auch zuvorkommender als früher: »nur die jüngere, aber auch nicht näher. Gestern hatte ich das Glück, ihr während des Besuches der Kunstaussstellung einen kleinen Dienst zu leisten; als ich vordem mit ihr zusammentraf, war sie eben in der Uebergangszeit vom Mädchen zur Jungfrau, so daß ich kaum glauben kann, sie habe sich meiner wieder erinnert, obwohl ich sie in jenen Tagen mehrmals sah. Es sind inzwischen Jahre verflossen.« —

»Hat sie Ihnen gestern nicht davon gesagt?« —

»Sie sind etwas neugierig, mein Herr,« bemerkte der Unbekannte mit erzwungenem Lächeln. »Wir haben nur wenig Worte mit einander gewechselt und diese gestern bloß in Bezug auf einen Kunstgegenstand. Sie würden mich aber verbinden, wollten Sie mir den Namen der Dame nennen, den ich nie erfahren. Ich glaube vorhin bemerkt zu haben, daß Sie genaue Bekannte sein müssen.«

»Den Namen wissen Sie nicht?« fragte einigermaßen erstaunt der bewegliche Herr, indem er das rechte Bein in die Höhe zog, den einen Arm auf das Knie stemmte und, den Kopf in die hohle Hand gelegt, sein Gegenüber mit glänzenden Augen betrachtete. »Sie wissen den Namen nicht? Dann sind Sie hier fremd?« —

Der Gefragte zögerte eine Weile, bevor er entgegnete:

»Fremd? Ja und nein. Ich bin nach jahrelanger Abwesenheit seit wenig Tagen zum erstenmal wieder in der Residenz. Vor dieser Zeit —.« — Er hielt inne und fuhr mit der Hand gedankenvoll über die Stirn, dann ergänzte er wie entschuldigend die unterbrochene Rede: »Verzeihen Sie, es ist eigen, daß man gern die Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit verwindet, wenn die Gegenwart eine andere, nicht ganz so heitere ist.« —

»Und das ist bei Ihnen der Fall?« fragte sein Nachbar unerbittlich weiter, indem er jetzt die Stellung ändernd, das linke Bein erhob und das rechte fallen ließ.

Der Fremde glaubte zu fühlen, daß er von seiner trüben

Stimmung befangen, etwas zu weit gegangen sei, er entgegnete deßhalb leichthin:

»Vielleicht täusch' ich mich auch nur; die erwähnte Dame war während meiner Jugendzeit in einem Pensionsinstitute, in derselben Stadt, wo ich die Universität besuchte. Doch Sie wollten mir ihren Namen sagen!« —

Nicht ohne Ironie erhielt er zur Antwort:

»Also eine Jugendliebe! Nun, die Dame ist eigensinnig genug gewesen, noch nicht zu heirathen und nahe daran, eine alte Jungfer zu werden. Sie ist übrigens die einzige Tochter von Johann Wilhelm Asterhold und Kompagnie.«

»Und wie viele Chefs hat dieses Haus?« fragte der Fremde. —

»Nur einen, nur einen einzigen,« entgegnete sein Nachbar, diesmal ohne eine Miene zu verziehen und beide Beine bis fast an das spitze Kinn hinaufrückend, eine Stellung, die etwas affenartiges hatte, in der er sich aber ganz besonders zu gefallen schien, denn er verharrte in ihr lange Zeit, ohne alle Rücksicht auf die Umgebung, die aus der besten Gesellschaft der Residenz bestand, und ohne im mindesten die Verwunderung seines Tischgenossen zu beachten, dem eine solche Ungebundenheit noch nicht vorgekommen sein mochte.

»Und dieser einzige Chef des Hauses Asterhold ist, wie ich höre, sehr reich, der sogenannte Börsenkönig?«

fragte der letztere nach einer Pause weiter. —

»Die Leute sagen es,« meinte der alte Herr in gleichgültigem Ton. »Sie nennen Herrn Asterhold, der sich aus der größten Armuth und tiefsten Niedrigkeit emporgearbeitet, Herr Baron, obgleich er es nicht ist, wenn er es auch sein könnte; sie berechnen sein Vermögen nach Millionen und schwören, er sei der allernächste Verwandte des hochgeborenen Herrn von Rothschild, obgleich er diesen gar nicht kennt.«

Der Ton des sonderbaren Mannes fing seinem Nachbar an zu mißfallen und er schwankte noch, ob er schweigen oder die Unterhaltung fortsetzen sollte, als ihm das allerunerwartetste begegnete.

Das Auge unverwandt auf ihn gerichtet, das jetzt in einem beinahe feierlichen Ausdruck strahlende Gesicht in beide Hände gestützt, sagte der alte Herr:

»Aber ich sollte meinen, Sie müßten Herrn Asterhold, den ehemaligen Gerbergesellen, persönlich kennen. Freilich sind es schon einige Jahre her, daß Ihr Vater mit ihm ein und dasselbe Haus bewohnte. Sie kamen dahin nur einmal zum Besuch, während der Universitätsferien, ja nur dies eine Mal, ich weiß es bestimmt, und zu jener Zeit waren Sie« — der Herr machte hier eine kurze Pause und schloß dann mit dem gleichgültigsten Ton der Welt — »ein sehr stolzer junger Mann, der den ehemaligen Gesellen keines Besuches für werth erachtete, Herr Graf von Altkirchen!«

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte auf diesen keine größere Wirkung hervorbringen können, als diese unerwartete Rede. Eine brennende Röthe überflog sein Gesicht und Erstaunen und Verdruß schlossen ihm den Mund. Dafür sprachen seine Augen desto lebhafter, schnell genug wechselte der Ausdruck in aufflammenden Zorn, und vielleicht hätte der kleine bewegliche Mann mit der so unverschämt gleichgültigen Miene eine bittere Replik erhalten, wenn nicht die Aufmerksamkeit beider Gartengäste in diesem Moment durch eine Bettlerin in Anspruch genommen worden wäre, die, außerhalb des Gitters stehend, zwar keine Hand nach einer Gabe ausstreckte, dagegen aber an der stummen, jammervollen Geberde, an ihrer ganzen Erscheinung die eindringlichste Fürsprache bei der Barmherzigkeit der Menschen hatte. Auf dem Arme trug sie ein mageres, abgezehrtes Kind, einen Säugling, aus dessen glanzlosen Augen das Grauen des Todes blickte, und der instinktmäßig mit den letzten schwachen Kräften vergeblich nach Nahrung suchte, wo der Quell bereits für immer vertrocknet war. Zwei andere ebenso elende Wesen, Kinder von sieben und neun Jahren, drängten sich an den in Lumpen gehüllten schlotternden Leib der Mutter.

Welch' einen Kontrast bildete dies elende Weib und ihre Kinder hinter dem eisernen Gitter mit der Gesellschaft innerhalb des Gartens! Lächelnd und scherzend, reich und glänzend, Kaffee oder Chokolade

schlürfend, lauschten die feinen Herren und Damen den Klängen einer rauschenden Musik, die gerade jetzt, wie in greller, höhnender Disharmonie, lustig aufwirbelte. Wie flog der Bogen auf den Saiten, jubelten Flöten und Oboen! — Das bettelnde Weib stand noch immer und wartete. —

Mechanisch griff Graf Altkirchen nach der Börse, während dagegen sein Nachbar die düstere Gruppe mit lächelnder, ja fast mit ergötzter Miene betrachtete. Inzwischen nahm er wie zufällig, wie zu einer Spielerei, aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte, schrieb darauf mit Bleistift einige Worte und äußerte laut und spöttisch:

»Ist es nicht unverantwortlich, solche Rangen, wie diese Kinder da, ins Leben zu setzen? Wie kann der Staat solch Gesindel dulden, zugeben, daß es heirathet? Und wer weiß, ob hier überhaupt von einer gesetzmäßigen Heirath noch die Rede sein kann! Der ganze schöne Morgen, Kaffee, Cigarren, Musik, alles wird Einem durch den widerlichen Anblick verleidet! Sehen Sie nur, mein Herr Graf von Altkirchen, wie sich alles von dieser häßlichen Gruppe abwendet, die schönen, kostbar gekleideten Damen mit ihren weichen Herzen und sanften Augen, die jungen, zierlichen, hübsch gekräuselten Herrchen! Der Anblick ist aber auch wirklich ganz unerträglich!« —

Der Sprecher hatte inzwischen mit der Karte gespielt und sah jetzt dem Grafen lachend ins Gesicht, der erzürnt

über diesen hartherzigen Uebermuth ihm eben eine derbe Erwiderung geben wollte, als die Stimme des Weibes herübertönte:

»Ich bin verheirathet, mein Herr, aber an einen Spieler und, Trunkenbold. — Ich bin unheilbar krank, unfähig zu jeder Arbeit, sonst würd' ich wohl nicht betteln.« —

Der Graf, noch mehr gerührt von den wenigen Worten, die in einem Tone der tiefsten Resignation gesprochen wurden, stand von seinem Stuhle auf und drückte dem Weibe ein größeres Geldstück in die Hand. Diese Zeit benutzte schnell der kleine, bewegliche Herr, um einen Doppel-Louisd'or in die beschriebene Visitenkarte zu wickeln und, als der Graf wieder auf seinen Platz zurückkehrte, den Augenblick wahrnehmend, wo er sich unbemerkt glaubte, warf er das beschwerte Papier mit einer raschen Bewegung durch das Gartengitter, so daß es zu Füßen der Bettlerin niederfiel. Hieraus rief er dem Kellner, bezahlte, grüßte höflich den Grafen und entfernte sich durch eine Nebenthür, die ihn der Mühe überhob, die ganze Länge des Gartens passiren zu müssen.

Mit so großer Geschicklichkeit er aber auch das Papier durch das Gitter geworfen, dem scharfen Auge des Grafen war es nicht entgangen, und gleich nach seiner Entfernung bat er das ihrem Glücke kaum trauende Weib, ihm die empfangene Visitenkarte zu zeigen. Die Hoffnung, dadurch den Namen seines sonderbaren Tischgenossen zu erfahren, täuschte den Grafen nicht; er

las auf der Karte:

Johann Wilhelm Asterhold. Firma: Asterhold & Comp.
und darunter die mit Bleistift geschriebenen Worte:
»Melden Sie sich heute Abend bei dem Portier meines
Hauses.« —

Der Graf wurde sehr nachdenklich, langsam gab er das
Papier dem Weibe zurück und ebenso langsam entfernte
er sich, den Weg nach der Stadt einschlagend.

Nach mehreren Stunden, die er voll Ungeduld in seiner
Wohnung zugebracht, verließ er dieselbe, um in einem
Miethwagen nach der Marienstraße zu fahren. Hier stieg
er vor einem schönen großen Hause aus, doch war er
sichtlich unentschlossen, ob er in dasselbe eintreten sollte
oder nicht, und mehreremal ging er die Front des Hauses
auf und nieder, bevor er zu einer Entscheidung kam. Das
schöne Haus gehörte seiner Tante, der Schwester seines
vor einigen Jahren gestorbenen Vaters, einer Dame voller
Ansprüche und von dem allerhochmüthigsten Dünkel, die
es noch immer nicht begreifen konnte, daß übertriebene
aristokratische Vorurtheile in einer Zeit, wie die jetzige,
keine Berechtigung mehr haben.

In diesem Augenblick saß die Baronin am Fenster
eines reichen eleganten Zimmers vor einem kleinen
Tische, auf welchem ein Christusbild stand, und las in
einem im kostbarsten Sammtdeckel mit Silberbeschlag
prunkenden Gebetbuche. Die Baronin betete sehr viel und
vertiefte sich auch gern in den mystischen Zauber des

Pietismus. Ungeachtet dieser zur Schau getragenen Frömmigkeit und eines fast immer wohlwollenden Benehmens wollte die böse Welt, und darunter genaue Bekannte, ihre Dienst- und Geschäftsleute, dennoch wissen, man dürfe ihr nicht allzu sehr vertrauen, ja man müsse sich in mancher Beziehung vor ihr hüten.

Wie dem nun sein mochte, die Züge der Baronin drückten in der That großes Wohlwollen aus, sie erschien mild und heiter, und damit harmonirte der Ton ihrer Stimme, die sich niemals bis zum Zorn erhob; stets sprach sie sanft, gemessen und lächelnd, eine Art und Weise, die freilich nicht selten geeignet ist, eine dritte Person in Aerger und Verzweiflung zu versetzen. Ihr Alter war, wie bei allen Frauen, nicht mit Gewißheit zu bestimmen, doch ließ die feine Gestalt, ihre weiße Gesichtsfarbe, das blonde Haar und eine sehr geschmackvolle Toilette sie jünger erscheinen, als sie wohl sein mochte, und mancher Mann würde in der Wahl zwischen der Mutter und ihrer einzigen Tochter, die gleichfalls lesend, aber in einem französischen Romane, auf dem Sopha saß, nicht mit Unrecht geschwankt haben.

Eveline, das einzige Kind des, wie die schon erwähnte böse, zur Verleumdung immer bereite Welt sagte, durch das liebenswürdige Benehmen seiner Gattin frühzeitig zu Tode gehetzten Barons glich in vielen Stücken ihrer verwittweten Mutter; was indessen dieser in ihrer Jugend zum Vortheil gereicht haben mochte, machte jene nur

häßlich. Sie war klein, ihre Formen ohne Regelmäßigkeit, das schöne blonde Haar der Baronin war bei ihr ein fahles Strohgelb, das gegen die stark gerötheten Wangen und die geröthete stumpfe Nase in auffallender Weise abstach.

Was helfen gegen diese unverantwortlichen Mißgriffe der Natur all' die gerührten Schönheitswasser, Schminken und Pomaden! Wie vielfach hatte dies nicht das liebe Kind und die in dieser Beziehung sehr nachsichtige Mutter erprobt, welche Summen waren nicht schon für kosmetische Heilmittel darauf gegangen! Immer vergebens!

Mochte es nun an dieser verdrießlichen Verirrung der Natur liegen, oder an der Pensionserziehung, genug, auch das lebenswürdige Benehmen der Mutter war bei der Tochter in ein geziertes Wesen ausgeartet. Sie lispelte anstatt daß sie sprach, verzog den Mund und zwickte mit den Augen, wenn sie lächeln wollte, und von den Abwesenden wußte sie nie etwas Gutes zu reden.

Durch einen in der Fensterbrüstung angebrachten Spionspiegel, der nebst dem Gebetbuch ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, hatte die Baronin den Grafen Altkirchen bemerkt. Ein zufriedenes Lächeln flog bei seinem Anblick über ihr Gesicht und, zu ihrer Tochter gewendet, sagte sie nachdrücklich, doch mit Ruhe:

»Er kommt!« —

»Mutter!« rief Eveline mit gezielter Verschämtheit,

indem eine brennende Röthe, aber nicht zu ihrem Vortheil, ihr ganzes Antlitz überstrahlte. —

»Gewiß, er ist es! So eben stieg er aus dem Wagen und blickte herauf. Doch, Eveline, es ist besser, du bist bei unserer Unterredung nicht zugegen. Wenn es Zeit ist, will ich dich rufen.« —

Die gehorsame Tochter erhob sich etwas verdrießlich, trat jedoch, die Miene schnell verändernd, süßlächelnd zur Baronin, umschlang ihren Hals und lispelte schmeichelnd:

»Nicht wahr, Mama, ich bekomm' ihn zum Mann?« —

»Eveline, wenn er das hörte!« —

»Ich sag' es ja nur leise, ganz leise zu dir, beste Mama. Also —.« —

»Nun, du wirst es ja sehen. Ich bin meiner Sache gewiß. Geh jetzt aber nur; er kann jeden Augenblick kommen.« —

In der That meldete jetzt ein Diener den Grafen von Altkirchen.

»Sehr willkommen!« entgegnete die Baronin, bei aller äußeren Ruhe doch nicht ohne Herzklopfen, während Eveline sich durch eine Seitenthür entfernte. —

Der Graf trat ein. Die Baronin hieß ihn mit froher Miene willkommen und reichte ihm die Hand zum Kusse. Der Graf schien diese Bewegung zu übersehen, verbeugte sich kalt und sagte:

»Sie haben besohlen, gnädige Frau —.« —

Die Baronin wurde durch diese frostige Einleitung nicht im geringsten in Verlegenheit gesetzt, mit dem artigsten Lächeln ersuchte sie ihren Gast, an ihrer Seite Platz zu nehmen und erwiderte:

»Muß ich nicht bitten, daß Sie zu mir kommen, da mein Herr Neffe es nicht der Mühe für werth hält, die Schwester seines Vaters von selbst aufzusuchen?« —

Des Grafen ohnehin umwölkte Stirn wurde noch düsterer, ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund, und wie nachsinnend sprach er halbleise:

»Die Schwester meines Vaters!« —

Lauter fragte er dann:

»Und was soll ich hier bei Ihnen? Es wurde mir schwer, daß ich mich zu diesem Besuche entschloß.« —

Diesmal konnte die Baronin ihr Erstaunen nicht ganz unterdrücken.

»Was Sie hier sollen?« sprach sie. »Das ist wahrhaftig die merkwürdigste Frage, die ich seit Jahren gehört. Haben Sie denn gar kein Gedächtniß, oder sind Sie in der That so unwissend, wie Sie sich stellen? Lassen Sie mich indeß in der Ordnung zu Werke gehen. Seit wann sind Sie in der Residenz?« —

»Seit wenig Tagen.« —

»Und Sie wohnen — warum nicht bei mir?« —

Der Graf betrachtete sie mit großen Augen, begnügte sich jedoch mit der Antwort:

»Ich bin im goldenen Löwen abgestiegen.« —

»Einem Gasthof zweiten Ranges!« —

»Wenn man arm ist —.« —

»Ein Grund mehr, daß Sie bei mir hätten absteigen müssen. Mein Haus hat Zimmer genug für willkommene Gäste. Sie schweigen, Sie antworten mir nicht? — Lassen wir also diesen Punkt, und sagen Sie mir, ob Sie ernstlich der Ansicht sind, Sie hätten nicht zu mir zu kommen brauchen, auch wenn sich Ihre Gefühle noch so sehr dagegen sträuben? Kennen Sie denn die Dankbarkeit nicht? Hier in diesem Buche« — Die Baronin deutete auf das vor ihr liegende — »ist eine Stelle, die Sie zu Ihrer Belehrung hören sollten, ich will —.« —

Rasch unterbrach sie der Graf:

»Ich bin in keiner erbaulichen Stimmung, verschonen Sie mich! — In der That, nach gewöhnlichen, oder besser, nach oberflächlichen Ansichten, hätten Sie beinahe — beinahe ein Recht, mir Undankbarkeit vorzuwerfen. Sie haben Ihren Einfluß aufgeboten, selbst Geldopfer gebracht, wie Sie behaupten, keinen Weg unbeachtet gelassen, um mich von dem Rest der Festungsstrafe zu befreien, die ich bereits durch mehrere Jahre erduldet. Das ist schön, verdienstvoll, gewiß der Schwester meines todten Vaters würdig.« —

»Und nun?« —

»Aber thaten Sie das alles uneigennützig, ohne Vorbehalt? Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie sich um meinetwegen so viel Mühe gegeben; man wußte es

mir auf Ihr Anrathen zu verschweigen, denn man hatte die Ueberzeugung, daß ich nun und nimmer von Ihrer Güte Gebrauch machen würde. Und hatte ich mich, denn meiner Strafe zu schämen? Ich habe mich in der Verblendung hinreißen lassen, ich habe geirrt, wie Unzählige. Was ich gethan, ein sogenanntes politisches Verbrechen, haben Tausende begangen, und ihre Ehre ist ihnen geblieben. So auch mir die meinige. Doch genug hievon. Sie haben es durchgesetzt, daß ich vor Ablauf meiner gesetzlichen Haft entlassen worden, ich erfuhr das erst, nachdem ich von der Festung hier angekommen war. Bis dahin hatte ich die Meinung, Seiner Majestät einzig und allein dankbar sein zu müssen; so wenigstens behauptete stets mir gegenüber der Kommandant der Festung, und o, wie sehnt man sich nach der goldenen Freiheit! Nun aber machen Sie, meine vielgnädige Tante, Ansprüche auf meinen Dank und — leider! fehlte mir dazu alles, die Einsicht, das Herz und die Worte!«

»Und ist das nicht betrübend? Wir Beide sind die letzten Glieder unseres Hauses, und der innigste Friede sollte zwischen uns herrschen, wie es auch von Gott geboten ist; statt dessen leben wir in unseligem Zwist und Hader, und das ist sehr schmerzlich! Wenn Sie das auch nicht fühlen, lieber Neffe, ich empfinde es tief, und mein tägliches Gebet, könnten Sie es hören, würde Ihnen meinen unendlichen Kummer über diese Uneinigkeit verrathen.« —

»Wirklich?« fragte der Graf ironisch. —

»Ganz gewiß.« —

Der Graf hatte Mühe, seinen aufsteigenden Zorn zurückzuhalten, und fragte mit gewaltsamer Ruhe:

»Und wer trägt die Schuld an dieser unseligen Uneinigkeit?« —

»Doch wohl Sie, theuerster Neffe,« lächelte die Baronin mit allergrößter Milde. »Von jeher waren Sie zu excentrisch, nie nahmen Sie das Leben, wie es genommen werden muß. Das hat Sie auch auf die Festung gebracht, anstatt daß Sie hätten trachten sollen, dem Namen unseres Hauses Ehre zu machen. Ihre Pflicht wäre es gewesen, sich dem Hofe anzuschließen und nicht demagogischen Abenteurern. Doch wozu Geschehenes, Unabänderliches erwähnen! Versöhnung und Nachsicht verlangt von uns die heilige Schrift, und ich will gerne beides üben. Ihre Hand, lieber Neffe!« —

Hastig, von Zorn erglühend, sprang dieser jedoch von seinem Sitze empor, legte beide Hände auf den vor der Baronin stehenden Tisch und sprach, indem er sie mit seinen Blicken durchbohrte:

»Mir gegenüber, gnädige Frau, keine Heuchelei! Es ist nur eine Abscheulichkeit mehr, die Sie dadurch an mir begehen. Wir wissen recht gut, wie wir miteinander stehen. Sie haben den Tod meines Vaters und die durch jahrelange Festungshaft hervorgerufene Ohnmacht seines Sohnes trefflich benutzt. O pfui, pfui! Ist es denn

möglich? Wenn ich nur daran denke, könnte ich rasend werden!« —

»Das ist es ja eben, was ich meine, was ich sagte,« entgegnete die Baronin in immer gleich sanftem Ton. »Sie sind zu aufgeregt, geben der Vernunft kein Gehör, weisen jede hilfreiche Hand starrsinnig zurück. Noch ist es Zeit, daß Sie den Weg der Einsicht und Güte wählen. Eveline —.« —

»O nichts von ihr, kein Wort von ihr!« unterbrach sie der Graf mit steigender Heftigkeit. »Schon als Kinder haben wir uns nicht leiden mögen, es ist seitdem nicht besser geworden, ich kann sie auch jetzt nicht lieben, nicht heirathen! Nehmen Sie alle meine Güter, Sie werden ja wohl Mittel finden, die darüber verhängte Sequestration aufzuheben. Zwei Dinge aber verschachere ich nicht — meine Ehre und mein Herz. Nie, niemals!«

Die Stirn der Baronin zeigte trotz ihrer großen Selbstbeherrschung eine leichte Wolke, und auch der Ton ihrer Stimme klang weniger mild, als sie jetzt sagte:

»Sie wollen also keinen Vergleich, keine Versöhnung? Weisen die Hand meiner Tochter zurück? Sie ist allerdings nicht schön, aber wer macht das heutzutage bei einem Mädchen zur Hauptsache? Sie ist reich und — liebt sie. Sie sehen, wie offenherzig ich bin, lieber Neffe; verhehlen will ich Ihnen aber auch keineswegs, daß Sie allerdings auch nicht die mindeste Aussicht haben, persönlich die Aufhebung der Beschlagnahme Ihrer Güter

zu erwirken. Der Hof ist noch immer erzürnt auf Sie, der dem stolzen Namen unserer Familie so wenig entsprochen.« —

»Ich weiß das, habe ich es doch mehrfach erfahren müssen,« lachte der Graf bitter. —

»Nun also! Und fühlen Sie sich denn überhaupt so sicher? Wahr ist es, Sie haben den Prozeß durch zwei Instanzen gewonnen, indeß —.« —

»O dieser Prozeß! Tante! Tante!« —

Der Graf trat dicht vor die Baronin mit krampfhaft geschlossenen Händen. —

»Wie war es Ihnen doch nur möglich, diesen schändlichen Prozeß zu beginnen? Wie kamen Sie darauf? Was hat Ihnen meine arme Mutter gethan, daß Sie sie entehren, zu einer Maitresse herabwürdigen wollen? Sie ist in den Jahren, wo man die Ruhe liebt, kränklich dazu; wollen Sie ihr den Todesstoß versetzen? Sie sprechen stets vom Himmel, Gott ist Ihr Stichwort; fürchten Sie ihn nicht? Warum lassen Sie meinen Vater, Ihren Bruder, Madame, nicht unbehelligt in seinem Grabe? Was that ich Ihnen, Ihr theurer Neffe, wie Sie sich immer auszudrücken belieben, daß Sie mich beschimpfen, zu einem Bastard stempeln wollen? Ist es Ihnen um meine Güter zu thun — ich sagt' es Ihnen ja schon, nehmen Sie sie hin, nur lassen Sie mir und meiner Mutter unsere Ehre! Vergessen Sie denn so ganz, daß Sie mit Ihrer Anklage eines der heiligsten Sakramente der

Kirche antasten? Mein Vater stand mit meiner Mutter vor dem Altar und der Priester hat ihren Bund, gesegnet!« —

»Ganz gut, aber das Gesetz —!« —

»Freilich, das Gesetz! Welcher Teufel hat Sie damit bekannt gemacht? Wahr ist's, es gibt ein auf vergilbtes Papier gedrucktes Gesetz, das da besagt: ‚Mannspersonen vom Adel können mit Weibspersonen aus dem Bauern- oder geringeren Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand schließen.‘ — Ich weiß, so stehts im Landrecht, Paragraph so und so viel, und meine arme Mutter war eine Bäuerin, aber die Vernunft, die Zeit, das freie menschliche Gesetz und, Gott sei Dank! in diesem Sinne sprachen bis jetzt die Richter der beiden ersten Instanzen. Ich hoffe nun auch, daß morgen in der letzten Instanz derselbe gesunde Verstand das Urtheil fällen wird.« —

»Wenn Sie diese Gewißheit haben, weshalb ereifern Sie sich denn in so hohem Grade?« —

»Weil ich meine Mutter liebe und es mich schmerzt, sie so gekränkt und verfolgt zu wissen. Wie hat man nicht die Zeit während meiner Haft wahrgenommen und die reine Frau mit gerichtlichen Prozeduren gepeinigt und gemartert! Sie ist in Wahrheit fromm und gottesfürchtig, und mit Entsetzen denkt sie daran, daß man die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe antastet und sie zu einer Maitresse erniedrigen will. Ich bin empört, weil dieser Prozeß ein öffentlicher Skandal ist, und die Schamröthe steigt mir ins Gesicht, wenn ich bedenke, daß es die

Schwester meines Vaters ist, die all das Abscheuliche hervorgerufen.«

»Sie werden sich erinnern,« bemerkte die etwas blaß gewordene Baronin, »mein allzu heftiger Neffe, daß ich von Anfang an gegen die Ehe meines Bruders mit einer Bäuerin, seiner Gutsangehörigen, protestirt habe. Und stets sprach ich in diesem Sinne.« —

»O ja, diese Gerechtigkeit muß ich Ihnen widerfahren lassen. Meine Mutter hat eine lange, glückliche Ehe geführt, und wenn sie geweint hat, so waren Sie es, die ihr die Thränen erpreßte. Ich weiß auch recht gut, woher es kam, ich kenne sehr wohl die Quelle dieses Hasses; ich bin aber nicht fähig, Ihre Waffen zu gebrauchen, sonst möcht' ich Sie an gewisse Geschichten erinnern! Denken Sie an Bornthal, er war vielleicht auch nur der Sohn eines Bauern! Doch genug! Ich darf wohl annehmen, Sie haben mich nicht bloß hierher berufen, damit wir uns in herben Aeüßerungen überbieten. Haben Sie mir demnach noch etwas zu sagen, gnädige Frau?«

Die Baronin schien einen Augenblick zu überlegen, während der Graf, den Hut in der Hand, wartete; dann sagte sie mit ihrer gewöhnlichen milden Ruhe:

»Sie verschmähen also unbedingt eine Heirath mit meiner Tochter?« —

»Ich kann sie nicht lieben.« —

»Das heißt also nochmals: nein! Und Ihre Güter?« —

»Ich werde sie zu entbehren wissen.« —

»Wenn nun aber« — die Baronin erhob ihr bis dahin gesenktes Auge bedeutungsvoll zu ihm empor — »wenn sich nun aber, mein theurer Herr Neffe — heute kann ich Sie ja noch so nennen — Ihr Trotz und Starrsinn bestraft und Sie den Prozeß verlieren?« —

»Unmöglich!« —

»Und wenn es doch wäre? Ueberlegen Sie sich das bis morgen früh. Um neun Uhr wird das entscheidende, das unabweislich letzte Urtheil gesprochen; vielleicht entschließen Sie sich noch, mir bis acht Uhr ein paar Zeilen zu schreiben. Der Präsident des obersten Gerichtshofes —.« —

»Ah, der Präsident!« fiel ihr der Graf lebhaft ins Wort. »Ich vergaß! Er ist ein genauer Bekannter von Ihnen, ein strenger, finsterer Mann, der unerbittlich am gedruckten Buchstaben der Gesetze hängt, aber er ist nicht der einzige Richter!« —

»Und wenn Sie dennoch den Prozeß verlieren?« fragte die Baronin mit Hartnäckigkeit. —

»Dann« — der Graf preßte die Hand auf die plötzlich fieberheiß gewordene Stirn — »dann jage ich mir eine Kugel durch den Kopf. Aber zuvor werde ich es die Welt wissen lassen, wer meinen Tod zu verantworten hat.«

Rasch entfernte er sich.

Die Baronin hatte sich ebenso schnell erhoben und wollte ihn zurückhalten, in der Mitte des Zimmers jedoch blieb sie stehen und schien sich anders zu besinnen. Auch

trat in diesem Augenblick Eveline durch die Seitenthüre herein und warf sich weinend an die Brust der Mutter. —

»Weine nicht!« tröstete diese, die Stirn der Tochter küssend und ihr die Wangen klopfend. »Noch ist nicht alles verloren!« —

»Doch, doch!« rief Eveline leidenschaftlich, indem sie heftiger zu weinen begann — Thränen des Zorns und der verletzten Eigenliebe. —

Langsam, in sich gekehrt, dabei heftig bewegt, schritt der Graf durch die Straßen. Die Unterredung mit seiner Tante griff ihn doch stärker an, als er befürchtet, namentlich drückten die letzten Worte der Baronin wie ein Alp auf seiner Brust. Mochte er noch so sehr alle Vernunftgründe erschöpfen, sich zehnfach wiederholen, daß er ja bereits den unnatürlichen Prozeß durch zwei Instanzen gewonnen; er konnte demungeachtet nicht ruhig werden. Der Gedanke verließ ihn nicht, daß er morgen anders entschieden werden könne, und immer drohender gestaltete sich vor seinem geistigen Auge die Erscheinung des Präsidenten, von dem er wußte, daß er mit der Baronin eng befreundet war. Wenn er sich das Schreckliche möglich dachte — eine Verurtheilung — es preßte ihm das Herz zusammen und kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

In unendlich trüber Stimmung, mit dem Bedürfniß nach Einsamkeit, gelangte er in den bescheidenen Gasthof, in welchem er abgestiegen war. Er verschloß

sich in sein Zimmer, schrieb einen langen, langen Brief an die geliebte Mutter, die seit dem Tode ihres Gemahls ein kleines Landhaus in der Nähe ihres Geburtsortes bewohnte, und sein schwer belastetes, nach Erleichterung sich sehnendes Herz wußte ihr so viel zu sagen, daß die Nacht bereits hereinbrach, bevor er den Brief beendet.

Die Morgensonne des folgenden Tages fand den Grafen halb angekleidet auf dem Bette liegend. Die Nacht war für ihn eine unruhige, schlaflose gewesen, und jetzt, da der verhängnißvolle Zeitpunkt immer näher rückte und seine Unruhe sich steigerte, mußte er mit gewaltsamster Anstrengung all seine Kraft und Willensstärke zusammenfassen, um wenigstens äußerlich ruhig zu scheinen. — Das Frühstück blieb von ihm unberührt. Es schlug acht Uhr. —

Der Graf begab sich in das Sitzungsgebäude des höchsten Gerichtshofes, wo um neun Uhr der entscheidende Termin anberaumt worden. Hier hatte der Graf noch eine kurze Unterredung mit dem Anwalt seiner Mutter, besprach mit ihm ein Rendezvous sogleich nach gefällttem Urtheil und erwartete ihn dann in einem benachbarten Kaffeehause. Langsam, unendlich langsam verstrich die Zeit.

Endlich schlug es neun Uhr, — ein Viertel, dann nach langer, langer Pause halb zehn Uhr. — Es duldete den Grafen nicht länger in dem engen Zimmer, er eilte auf die Straße und — war das nicht sein Anwalt? —

Er ist's, er erkennt den Grafen! — Aber wie langsam ist sein Schritt, wie ernst sein Gesicht! — In fieberhafter Hast eilt ihm der Graf entgegen.

»Nun?« war alles, was er zu sagen vermochte. —

»Alles verloren!« sagte traurig der Advokat. —

»Verloren? Alles verloren?«

Der Graf starrte ihn an, als habe er nicht recht gehört.

—

»Die Ehe zwischen dem verstorbenen Grafen, Ihrem Vater, und Ihrer Mutter wurde vor der dem Staate gegebenen Verfassung vollzogen,« erklärte der selbst in hohem Grade niedergeschlagene Advokat. »Der Präsident des Gerichtshofes hat sich streng an den Buchstaben des Gesetzes gehalten — die Ehe Ihres Vaters ist für ungültig erklärt worden.« —

»Für ungültig?« Der Graf, leichenblaß geworden, bebte zurück. —

»Nun bliebe nur noch die Gnade des Königs,« meinte der Advokat. —

»Die Gnade des Königs! — Ich, ein politisch Verurtheilter! Lassen wir das!«

Der Graf überlegte eine Sekunde, dann sprach er mit einem scheuen Seitenblick auf den Anwalt, als müßte ihm dieser die Wahrheit recht deutlich machen, mit tiefer, ergreifender Stimme:

»Also ehrlos! — Ein Bastard!« —

Etwas wie eine Thräne wollte sich gleichzeitig in sein

Auge drängen, er fühlte es, schnell preßte er die Zähne zusammen, ergriff die Hand des Advokaten, drückte sie und sagte in krampfhafter Bewegung:

»Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Bemühung! Heute Nachmittag noch, vielleicht aber auch erst morgen sprechen wir mehr miteinander — jetzt, o nicht wahr, entschuldigen Sie mich?« —

Der Advokat erwiderte mit Wärme den empfangenen Händedruck und entfernte sich schweigend. Der Mann war eine der seltenen Naturen, die Zartgefühl genug besitzen, um die Stimmung eines Andern zu verstehen und zu ehren, die wissen, wo ein Wort des Trostes Platz finden kann, oder nicht.

Wie es geschehen, daß der Graf wiederum in seinem Zimmer sich befand, er wußte es selbst nicht. Mit scheuer Verwunderung, wie aus einem schweren Traume erwachend, blickte er um sich — er fürchtete die Begegnung mit Menschen. Niemand war da, kein zudringlicher Kellner oder Hausknecht, auch war kein Geräusch zu vernehmen, still war es draußen im Korridor, unheimlich still im Zimmer. —

Da lachte der Graf plötzlich laut auf — ein helles, durchdringendes Lachen. Es durchdrang sein eigenes Mark. Ihn schauerte, in Fieberfrost schlugen seine Zähne zusammen, und als könne er sich auf etwas nicht besinnen, strich er mit der Hand wiederholt über die bleiche, schweißperlende Stirn. — Sein Auge suchte

umher. —

Endlich scheint er das Gesuchte gefunden zu haben, langsam geht er auf einen Schrank zu, öffnet ein verschlossenes Fach und nimmt aus demselben ein kleines, wohlversiegeltes Fläschchen. Er öffnet es, hält es prüfend gegen das Licht — ein zufriedenes Lächeln spielt um seinen Mund, und leise, flüsternd, spricht er vor sich hin:

»Gift! Das Vermächtniß eines im Gefängniß gestorbenen armen Teufels! — Er hatte recht, der gute Eugen, man ist nur ein Narr des Schicksals, man soll verstehen, im voraus zu enden! — Ehrlos! — Ein Bastard!« —

Er tritt zurück, setzt die Phiole an den Mund, da fällt sein Blick auf den Tisch — dort, ja ganz recht — dort liegt noch der gestern geschriebene Brief, gesiegelt zwar und adressirt, aber nicht abgeschickt. Scharf blickt er hin — noch einmal, und mit dem herzerreißenden Schrei: »Mutter!« bricht der starke Mann zusammen. Das Gift liegt verschüttet am Boden. —

Der Graf regte sich lange nicht, schwer nur athmete die Brust. Da wurde an die Thür geklopft; er hörte es in seinem halb bewußtlosen Zustande, vermochte es aber nicht über sich aufzustehen. — Das Klopfen wiederholte sich, stärker, dringender. —

Der Graf raffte alle Kräfte zusammen, erhob sich langsam und ging, den Riegel zurückzuschieben, mit dem

er beim Nachhausekommen die Thür geschlossen. Er glaubte, jemand aus dem Hause wolle zu ihm; wie wurde er jedoch betreten und überrascht zugleich, als statt dessen sein gestriger Tischgenosse, Herr Asterhold, ins Zimmer trat.

Mit seiner gewohnten Nichtachtung der herkömmlichen Formen, ohne die brennende Cigarre abzulegen, setzte sich der Millionär behaglich in die eine Ecke des Sophas, zog sofort beide Beine in die Höhe und meinte, eine gewaltige Rauchwolke vor sich hin blasend, die er dazu benutzte, um unbemerkt einen schnellen, forschenden Blick auf den Grafen zu werfen:

»Sie wundern sich über meinen Besuch, nicht wahr?«

»In der That, ich weiß nicht —!« entgegnete der Graf, mühsam nach Fassung ringend und ohne zu vollenden. —

»Das ist bald erklärt. Aber warum bleiben Sie stehen?«

Herr Asterhold deutete mit einer Handbewegung auf die andere Ecke des Sophas, und der Graf gehorchte instinktmäßig der Aufforderung.

»So, es ist besser, wenn man sich in der Nähe hat. Kurz also, ich sah Sie, mein lieber Graf, an meinem Hause vorübergehen, als Sie vom Gerichtshofe kamen.« —

»Herr Asterhold!« —

»Ruhig, ruhig! Bleiben Sie sitzen! Ihnen nach ging der Advokat Reichensperger, der auch mein Anwalt ist. Ich

rief ihn zu mir herauf, und bald wußte ich, was Ihnen begegnet. Ich dachte nun, vielleicht könnte ich Ihnen in dieser mißlichen Lage nützlich sein.« —

»Sie?«

Der Graf, der den Entschluß gefaßt hatte, den Leidenskelch bis auf den Grund zu leeren, und in stiller Ergebung wartete, was ihm sein unerwarteter Gast noch zu sagen haben würde, blickte ihn fragend an.

»Ganz recht, ich!« entgegnete der Millionär, die Beine nach Art der Türken kreuzend. »Sie glauben, der Ausspruch des höchsten Gerichtshofes sei unumstößlich, es lasse sich nun dagegen nichts mehr thun?« —

»Allerdings glaube ich das,« erwiderte der Graf in einem Tone, der deutlich bewies, wie unendlich qualvoll ihm die Unterredung war. —

Sein Gast schien davon nichts zu bemerken und fuhr unerbittlich fort:

»Sie denken alsdann ganz richtig, der gefällte Spruch ist unumstößlich, indeß mit Geld, notabene, mit viel Geld, läßt sich heutzutage auch das Unmögliche unternehmen.« —

»Sie scheinen nicht zu wissen, mein Herr, daß ich arm bin.« —

»Hm, ich weiß das und komme eben deßhalb mit einem Vorschlage zu Ihnen.« —

»Sprechen Sie!«

»Im Vertrauen!« — Herr Asterhold sah sich im

Zimmer um, als fürchte er einen Lauscher und, als er niemand wahrnahm, fuhr er beruhigt fort: »Ihre Tante, die zu kennen ich gleichfalls die Ehre habe, spekulirt auf Ihre Güter; ich will ihr aber dieselben nicht lassen, und das aus zwei Gründen nicht.«

Der Millionär blickte hier den Grafen triumphirend an und machte eine Pause. —

»Und diese Gründe?« —

»Einmal gefallen mir diese Güter selbst ganz außerordentlich, und zweitens denke ich sie ganz wohlfeil zu erhalten.« —

»Und wie wollen Sie das anfangen?« —

»Ich habe da einen Menschen in meinen Diensten, ein wahres Genie, mit vielen Sprachkenntnissen, und« — er flüsterte das Folgende dem Grafen ins Ohr — »der nebenbei die Kunst versteht, alle Handschriften nachzumachen. Wie gesagt, ein tüchtiger Bursche! Nun könnte durch diese Perle von einem Menschen ein Dokument sich vorfinden, das, von Ihrem Vater ausgestellt, eine bündige Schulderklärung an mich enthielte und mir zugleich die Güter verpfändete. Weitere Schwierigkeiten, die sich etwa noch herausstellen sollten, würde ich durch meine zahlreichen und einflußreichen Verbindungen gleichfalls zu beseitigen wissen, nur halte ich Ihre Zustimmung bei allem für nöthig. Natürlich wird der Gewinn unter uns getheilt.« —

Der Millionär blies nach diesen Worten abermals eine

furchtbare Rauchwolke von sich und schoß dabei Blitze aus seinen Augen zu dem Grafen hinüber, der jedoch schwieg.

»Nun?« fragte Herr Asterhold. —

»Was?« —

»Was sagen Sie zu meinem Vorschlag?« rief der Millionär ungeduldig. —

»Ich kann nicht ehrlos handeln,« entgegnete der Graf sehr ruhig. —

»Sie weisen meine Hülfe also zurück?« —

»Ja.« —

»Bestimmt?« —

»Mein Herr —!« —

»Hm! Dann werden Sie sich vielleicht zu meinem zweiten Vorschlage entschließen. Versöhnen Sie sich mit dem Hofe!« —

»Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich ein politisch Geächteter bin.« —

»Doch, ich weiß das,« erwiderte der Millionär, die Arme um die jetzt hoch erhobenen Beine schlagend.

»Das thut aber nichts. Geben Sie die Sache nur in meine Hand; ich stehe in diesem Augenblicke gerade ausgezeichnet mit dem Hofe, man braucht mich bei einer Finanzoperation. Wie Sie zudem wissen, hat man niemals die eigentlichen Rädelsführer Ihrer unsinnigen Unternehmung entdecken können. Man vermuthet darunter eine mißliebige hohe Persönlichkeit. Reden Sie,

nennen Sie die bisher unbekannt gebliebenen Häupter, und mein Wort darauf, Sie erhalten nicht nur Vergebung, sondern sollen auch noch belohnt werden.« —

Der Graf antwortete nicht. —

»So sprechen Sie doch!« drängte Herr Asterhold. —

»Ich sagte Ihnen bereits, ich könnte nicht ehrlos handeln, und füge jetzt noch hinzu: ich werde niemand denunciren. Würde ich es können, die Zunge risse ich mir vorher aus.«

Der Graf hatte bis dahin in dem anscheinend ruhigsten Tone gesprochen und ebenso gelassen den ihm gemachten Vorschlägen zugehört; jetzt erhob er sich von seinem Platze und sagte, dem Millionär gegenüber tretend, mit verfinstertem Blick:

»Sie glaubten vielleicht ein Recht zu haben, mein Herr, mich mißhandeln zu dürfen, nachdem Ihnen bekannt geworden, wie arm und elend man mich diesen Morgen gemacht; nun ersuche ich Sie dringend, mich allein zu lassen. Wenn ein Funke von Menschlichkeit in Ihnen ist, werden Sie meine Bitte begreifen und erfüllen.«

Der reiche Mann erhob sich, ohne die mindeste Erregung oder Verlegenheit zu verrathen, ergriff seinen Hut, blieb mit demselben spielend stehen und schien noch etwas sagen zu wollen; da traf sein Auge auf das verschüttete Gift und die noch immer am Boden liegende Phiole. Von einer Ahnung getrieben, hob er das Fläschchen vom Boden auf und las die Etiketle: »Gift.«

—
»Mein Gott,« rief er erschrocken und hastig, »Gift! Sie haben Gift genommen?« —

»Nein,« antwortete der Graf schwer athmend. »Es hat nicht sein sollen.« —

»Nein, es durfte nicht sein!« wiederholte der Millionär, indem er nicht ohne Vorwurf den Grafen betrachtete. »Dachten Sie nicht an Ihre Mutter?« —

»Ich dachte an sie! — Doch nun, mein Herr, ich erliege —!« —

»Wissen Sie was?« unterbrach ihn der reiche Mann in einem Ton, der etwas bestimmendes hatte, »es ist nicht gut, wenn Sie jetzt allein bleiben, noch dazu in diesem engen dumpfen Zimmer. Begleiten Sie mich; unten wartet mein Wagen, und seien Sie für heute mein Gast. Sie haben nicht zu fürchten, daß Sie fremden Gesichtern begegnen, es wird niemand da sein, als ich und meine Tochter. — Sie zaudern, besinnen sich?« —

»Und Sie fragen noch, weißhalb?« —

»Ja so, vorhin! Nun darüber sprechen wir noch! Für jetzt suchen Sie den schlimmen Theil unserer Unterredung zu vergessen und folgen mir. Gefällt es Ihnen nicht, fühlen Sie sich in meinem Hause unbehaglich, so können Sie gleich wieder gehen. Also —?« —

»Ich kann — darf nicht!« —

»Aber Mann, Sie machen mich ungeduldig! Es muß

sein, denn — ja, ganz recht, ich habe einen Brief, eine gute Botschaft für Ihre Mutter.« —

Der Graf starrte ihn ungläubig an. —

»Mein Ehrenwort darauf, ich spreche die Wahrheit. Sie selbst aber sollen Brief und Botschaft in Empfang nehmen.«

Es lag diesmal so viel Ernst in der Sprache des Millionärs, daß der Graf eine Art von Hoffnung, die den Menschen ja nie verläßt, in sich aufdämmern fühlte, und trotz seines durch die gehabte Unterredung erweckten Mißtrauens gegen dessen Charakter, dem reichen Manne zu glauben anfing, und dies um so lieber, als der Gedanke sich damit verknüpfte, die noch einmal zu sehen, die er so sehr liebte, bevor er für immer Abschied von ihr nahm. Von ihr, deren edles Herz er ja kannte, hatte er nicht zu fürchten, daß sie den durch einen grausamen Urtheilsspruch so hart betroffenen Mann deßhalb weniger achten würde, als es sonst der Fall gewesen. —

Der Graf begleitete den Millionär.

Das Haus desselben war ein in allen Theilen prachtvoll eingerichtetes Gebäude, eines der schönsten in der Residenz. Eine breite Marmortreppe führte aus dem untern Stockwerk, wo die vielen Comptoirs sich befanden, nach der mit einem solchen Geschmack, Reichthum und Luxus ausgestatteten Wohnung des reichen Mannes, daß sie mit Recht fürstlich genannt werden mußte. Ueberall standen jetzt zur Sommerzeit an

passenden Plätzen prachtvolle, seltene einheimische und tropische Gewächse in ihrem vollsten Blätter- und Blüthenschmuck, und ein fast betäubender Wohlgeruch erfüllte die Räume, die der Graf an der Seite des Besitzers durchschritt.

Beide hatten den Weg bis ins Haus schweigend, eigenen Gedanken nachhängend, zurückgelegt, und auch jetzt noch blieben sie stumm, nur mit dem Unterschiede, daß dem Millionär das Herz gewiß ruhiger schlug, als dem Grafen, der es bereits bereute, hierher gekommen zu sein, und sogar in einem Augenblicke den Versuch machte, umzukehren. Dies wußte jedoch sein aufmerksamer Begleiter dadurch zu verhindern, daß er rasch eine Thür öffnete, seinen widerstrebenden Gast durch ein Vorzimmer schob und dann in ein großes, prachtvoll ausgestattetes Gemach drängte, wo er überrascht, im höchsten Grade verwirrt, der Tochter des Hauses sich gegenüber befand. Schade, daß sein Zustand dem Grafen nicht gestattete, zu bemerken, daß auch sie, hoch erröthend und verlegen, im Augenblick kein passendes Wort des Willkommens finden konnte und ihm nur wie unwillkürlich die schöne, feine Hand entgegenstreckte, die er allerdings hastig genug an seine Lippen drückte; es würde sein momentanes Glück erhöht haben, hätte er es nicht allzu verwirrt empfangen.

Der Herr Bankier Asterhold sah alles ruhig mit an, aber mit seinem allerfatalsten Gesicht, und plötzlich rief

er laut:

»Was soll denn das? Es scheint, man vergißt ganz, daß ich zugegen bin!« —

Schnell fuhren Beide einen Schritt zurück und suchten sich zu fassen. Zuerst gelang dies Hermine, die in jeder Beziehung den Zauber rechtfertigte, den sie auf den Grafen ausübte. Sie war unbestritten schön zu nennen, doch war es mehr jene geistige Schönheit, die aus ihrem Antlitz leuchtete, die im Allgemeinen weniger Bewunderer findet, als sie verdient, und zu ihrer höchsten Würdigung eine genauere Bekanntschaft erfordert. Ihre Bewegungen waren, unterstützt durch die vollendetsten Formen eines schlanken, biegsamen Körpers, von seltener Anmuth, und wenn sie auch in der That, wie einmal ihr Vater gegen den Grafen bemerkte, die erste Blüthezeit der Jugend überschritten, so war demungeachtet ihr ganzes Wesen von belebendster Frische und jener Umstand nur geeignet, ihrem Benehmen etwas sicheres und bewußtes zu verleihen.

Eine anfänglich sehr stockende Unterhaltung wollte eben in der gegenseitigen Schwerfälligkeit etwas nachlassen, als der Herr Bankier Asterhold, nach der Uhr blickend, sagte:

»Ich habe noch einen Gang, Hermine, und empfehle dir den Herrn Grafen. Sie bleiben zum Diner — ohne Weigerung! In einer Stunde bin ich zurück!«

Der Millionär entfernte sich, ohne die Gegenrede des

Grafen zu beachten, mit einer Miene, die er, wer weiß welchem Satyr abgelauscht haben mochte.

Es war vielleicht nicht ganz recht von dem reichen Manne, daß er die jungen Leute allein ließ. Gleich nachdem er sich entfernt, stockte abermals die mit so vieler Mühe angeknüpfte Unterhaltung, der Graf vertiefte sich in den Anblick des Blumenkelches einer wundervollen Kamelie, die auf dem Tische stand, und Hermine — griff nach dem Stickrahmen. Die Arbeit wollte indeß heute nicht von statten gehen, und ein Versuch des Grafen, das Gespräch auf ein geistreiches Thema zu lenken, scheiterte ebenfalls. Zu einem solchen war wohl eigentlich auch die allerunpassendste Zeit, und ein schlimmer Umstand jedenfalls, daß sich Beide jetzt gegenüber saßen.

Endlich sagte der Graf:

»Ich sah Sie gestern im Wagen mit einer andern Dame.« —

»Ganz recht,« erwiderte Hermine. »Eine entfernte Anverwandte von uns, die seit dem Tode meiner guten Mutter im Hause wohnt. Sie ist ausgegangen, sonst würden Sie sie bei mir sehen.« —

Der Graf, so an die eigene Mutter erinnert, nahm an, daß Hermine von den Ereignissen, die ihn heute in so furchtbarer Weise betroffen, noch nicht unterrichtet sei; dennoch fühlte er sich schmerzlich beklommen und es wurde ihm schwer, das Gespräch fortzusetzen.

»Ihr Vater,« sagte er, »mahnte mich gestern daran, daß der meinige eine Zeitlang in der zweiten Etage dieses Hauses wohnte.« —

»Ganz recht,« entgegnete Hermine wieder. »Doch sah ich ihn niemals, denn wie Sie vielleicht wissen —«, sie stockte und hielt erröthend inne. —

»Denn,« ergänzte der Graf ihre Rede mit aufleuchtendem Auge, »Sie waren damals in einer Pension, in derselben Universitätsstadt, wo ich meine schönste, glücklichste Zeit verlebte, eine Zeit, die wohl — nie wiederkehren wird!« —

Er machte eine kurze Pause, als erwarte er eine Antwort; als diese nicht sogleich erfolgte, fuhr er gefaßter fort:

»Denken Sie sich — es war ebenfalls, gestern, und ich muß jetzt darüber lächeln — Ihr Vater nannte mich einen stolzen, er wollte damit sagen, eingebildeten jungen Mann.« —

»Das that er wohl nur aus Widerspruchsgeist,« meinte Hermine, »der ihm zur zweiten Natur geworden.« —

»Ueberhaupt ein etwas sonderbarer Mann, von einem Charakter, der nicht leicht zu ergründen!« bemerkte gepreßt der Graf. —

»Darin irren Sie, bester Graf,« versicherte Hermine. »Kein Charakter ist einfacher, als der meines Vaters, nur will er es selbst nicht zugeben und vor der Welt durchaus in einer Maske erscheinen. Deßhalb hat er auch die etwas

bizarren Manieren angenommen, die Ihnen gewiß schon aufgefallen sind. Es ist dies eine Verirrung, die in dieser oder jener Gestalt nicht allzu selten gefunden wird, namentlich bei bevorzugten Persönlichkeiten, wenn sie, wie mein Vater, vom Schicksal nicht besonders gelind behandelt wurden. Der Vater hat viele und herbe Erfahrungen machen müssen. Nicht immer erging es ihm gut. Er ist von niederer Herkunft und hat sich einzig und allein durch eigene Tüchtigkeit emporgearbeitet. Vielfach getäuscht, verletzt und hintergangen, machte er die niederschlagende Erfahrung, daß der Mensch vor dem Gelde gänzlich verschwindet, daß der Reichthum der mächtigste Herrscher ist, vor dem sich alles beugt. Das lehrte ihn hassen und verachten. Sein höchster Triumph ist es jemand zu finden, den er verdientermaßen demüthigen kann, und ein Genuß für ihn, wenn er durch Verletzung alles Herkömmlichen eine Gesellschaft in Aufregung zu versetzen vermag. Dabei hat er sich aber das vortrefflichste, edelste Herz bewahrt.« —

»Ich habe das selbst erfahren,« bestätigte der Graf und erzählte den Vorgang mit der Bettlerin. —

»Solche Fälle könnte ich Ihnen viele mittheilen,« erwiderte Hermine angeregt. »Er ist beliebt und hochgeachtet bei allen, die ihn besser kennen, und mir ein Vater, wie ich ihn jedem Kinde wünschen möchte.« —

»O wenn er es doch auch mir wäre!« fiel ihr der Graf, von, seinem Gefühl unwillkürlich fortgerissen lebhaft ins

Wort. »Wenn dieses Glück möglich wäre und ich den Eintritt in dieses Haus als den Anfang dazu betrachten, wenn ich glauben dürfte, daß Ihr Blick, Hermine, mich nicht täuscht und die Hoffnung —!« —

Plötzlich durchbebte ihn eine entsetzliche, furchtbare Erinnerung, die Glut, die aus seinen Augen geleuchtet, erlosch, krampfhaft zuckte es um seinen Mund — er verstummte.

Hermine hatte den Stickrahmen bei Seite gelegt und war zu dem Grafen getreten. Sein Entzücken, das Feuer seiner Empfindung hatte auch sie ergriffen, auch ihr Auge glänzte lebhafter, auch ihr Herz schlug heftiger — und jetzt, auf einmal, dies Verstummen, sein verändertes Wesen —

»Mein Gott, was ist Ihnen?« rief sie erschrocken. —
Scheu streifte sie des Grafen Blick.

»Was mir ist?« sprach er dumpf in sich hinein. »So wissen Sie nichts?« —

»Mein Gott, was denn?« —

»Mein Prozeß — ich bin entehrt — mein Name —!«

—

»Ihr Prozeß?« —

»Wurde heute entschieden. Meine Mutter, die mit meinem Vater am Altare stand, deren Vermählung der Priester gesegnet, ist durch Menschenspruch eine Maitresse geworden — ich, ihr in der Ehe geborener Sohn — ein Kind der Schande!« —

Hermine, gleich ihm bleich geworden, hatte athemlos zugehört. Eine tiefe, stille Pause trat ein.

Hermine unterbrach das Schweigen zuerst, ihre Züge belebten sich wieder, glänzender leuchtete ihr Auge auf, und laut rief sie dem Grafen zu:

»Die Welt wird das Urtheil des menschlichen Richters verdammen und zwischen uns, Hermann, wenn du willst, nichts ändern!« —

Wie heller Lerchenschlag klang es jubelnd in sein Ohr und er konnte nur stammelnd fragen:

»Liebst du mich denn?« —

»Seit ich dich zum erstenmal gesehen,« entgegnete, in seine offenen Arme stürzend, das seltene, hochherzige Weib. »Seit den Tagen meiner schönsten Jugendzeit, die wir mit einander verlebt. O die kurze, schöne, schöne Stunde damals an deiner Seite, Hermann, in dem stillen, traulichen Garten! Seitdem konnt' ich dich nicht vergessen, fort und fort muß' ich an dich denken, ich fühlte, nur einmal im Leben könnte ich lieben, und so blieb ich dir treu, treu bis zu dieser Stunde!« —

»Oho, was ist das?« ließ sich eine laute wohlbekannte Stimme hinter den Liebenden vernehmen, die sich eng umschlungen hielten. — »Oho!« wiederholte Herr Asterhold, der unbemerkt ins Zimmer getreten war, indem er seine strengste Miene annahm. »Also auf diese Weise hat man meine Abwesenheit benützt? Sich in den Armen zu liegen! Nun, ich muß gestehen, dann haben Sie

sich gewiß eines Besseren besonnen, Herr Graf? Sie gehen auf die Vorschläge ein, die ich Ihnen in Ihrer Wohnung gemacht?«

Der Graf, in der peinlichsten Verlegenheit, antwortete dennoch bestimmt:

»Nie, niemals werde ich darauf eingehen!« —

»Hm,« meinte der Bankier achselzuckend, »ich will nicht weiter in Sie dringen; erklären Sie mir aber eins, und aufrichtig. Ich war heute Morgen in aller Frühe in Geschäftsangelegenheiten bei Ihrer Tante, einer Dame, die man, nebenbei gesagt, fürchten könnte. Sie spekulirt auf die Güter Ihres Vaters und wollte Sie mit ihrer Tochter verheirathen, ich weiß das. Sie weigerten sich auf diesen Plan einzugehen, aber das kann doch nicht der einzige Grund des Hasses sein, den die Baronin gegen Ihre Mutter zeigt.« —

»Nach allem, was geschehen,« entgegnete der Graf, »habe ich keine Veranlassung mehr, meine gute Tante zu schonen.« —

»Nun?« fragte der Millionär.

»Die Baronin unterhielt noch zu Lebzeiten ihres Gemahls mit einem gewissen Bornthal, dem Hofmeister ihres inzwischen nun auch verstorbenen Sohnes, ein Verhältniß. Meine Mutter, in jeder Beziehung das Muster einer Frau, wurde durch Zufall mit dieser skandalösen Thatsache zuerst bekannt und hielt es für ihre Pflicht, sich meinem Vater zu entdecken. Dieser sprach darüber mit

seinem Schwager, dem Baron. Es gab heftige, unangenehme Scenen. Bornthal mußte das Haus verlassen und mein Onkel wurde nur mit Mühe abgehalten, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen. Dies ist die eigentliche Ursache zu einem Prozesse, der meine Mutter und mich entehren soll.« —

»Damit ist es — nichts!« —

»Wie?« —

»Ich bitte, folgen Sie mir in mein Kabinet, Herr Graf!« Herr Asterhold winkte seiner Tochter, ihn gleichfalls zu begleiten, und führte seinen Gast durch eine Reihe der prächtigsten Gemächer in ein zugleich reich und behaglich eingerichtetes Arbeitszimmer, wohin er sich zurückzuziehen pflegte, wenn er ungestört sein wollte.

Ueber dem mit kostbarstem Sammt überzogenen Sopha hing ein Gemälde, ein weibliches Portrait. Der reiche Mann deutete auf dasselbe, wobei seine Miene einen ungewöhnlich ernsten, fast feierlichen Ausdruck annahm, und fragte den Grafen:

»Erkennen Sie dies Bild?« —

»Meine Mutter!« rief dieser freudig überrascht.

»Ganz recht, Ihre Mutter! Eine seltene, edle Frau! — Wir wurden in Einem Dorfe geboren, spielten als Kinder zusammen, wurden mit einander groß. Ich lernte ein Handwerk, ward Geselle und mußte auf die Wanderschaft. Sie blieb in der Heimat; ich glaubte, hoffte sie einst wiederzusehen. Aber Jahre vergingen, ich kehrte

lange, lange nicht zurück; Verhältnisse ließen es nicht zu. Endlich geschah es, ich kam aus der Fremde hieher in die Residenz und fand die Gespielin meiner Kindheit verheirathet. Aber wir blieben Freunde, Freunde, Herr Graf, in allen Lagen des Lebens. Das Haus Asterhold und Kompagnie, das erste des Landes, bestände nicht mehr ohne den Edelmuth Ihrer Mutter. Es kam eine böse Zeit, eine Handelskrisis; Ueberschwemmung, Krankheit, Hungersnoth wütheten allüberall, die besten Firmen fallirten, ich war ebenfalls nahe daran, meine Zahlungen einstellen zu müssen; da half Ihre Mutter. Sie sprach mit dem Grafen, Ihrem Vater, beide verkauften, thaten, was sie konnten, fast über die eigenen Kräfte, kurz — ich wurde gerettet, die Ehre meines Hauses blieb unbefleckt. Und darum, Herr Graf« — die Stimme des sonderbaren Mannes, die während dieser Rede ungewöhnlich weich geworden, nahm wieder einen festen Ausdruck an — »darum hatte ich einen Akt der Dankbarkeit zu erfüllen. Vor einer halben Stunde habe ich von Seiner Majestät dem Könige erwirkt, daß auf dem Gnadenwege das Urtheil des Gerichtshofes ungültig wird, und hier« — er hielt ein Papier hoch empor — »bringe ich ein Handbillet von dem Monarchen selbst an Ihre Mutter gerichtet, worin dies ausgesprochen, die arme gequälte Frau beruhigt wird. Somit habe ich hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit mein Wort eingelöst, das ich Ihnen diesen Morgen in Betreff eines Briefes gegeben. Was Ihre Güter

anbelangt, so bleiben diese vorläufig sequestrirt, doch Ihre Tante erhält sie in keinem Fall. Später wird sich das Uebrige finden. Damit aber auch an diesem für Sie so glücklichen Tage meine Tochter nicht leer ausgehe und zuletzt wirklich eine alte Jungfer werde, so müssen Sie sich, lieber Graf, schon zu einer Heirath entschließen. Ich stand heute als Versucher vor Ihnen, Sie wiesen meine Vorschläge zurück; werden Sie es auch jetzt noch thun, wenn ich sage: ich weiß seit lange, daß Sie meine Hermine liebt, ich gebe sie Ihnen zur Frau, ohne alle Bedingung ihrerseits!«

Ein Jubelruf, wie er wohl selten gehört wird und wie ihn nur das höchste Glück hervorzubringen vermag, erfüllte die Räume des kleinen Gemaches, und fast trunken von Seligkeit weinte der Graf die ersten Thränen des Mannes an der Brust seines Schwiegervaters, heiße Thränen der Freude.

»Zu Tische!« rief der kleine, sonderbare Mann aus, seine eigene Rührung zu verbergen und um sich von den Liebkosungen zu befreien, mit denen er von seiner Tochter und dem Grafen fast erdrückt wurde.

Es war eine fröhliche, glückliche Mahlzeit. Das erste Glas leerte der Graf auf das Wohl eines der besten Menschen, seines zweiten Vaters, eines wahrhaft edlen Fürsten der Börse, und auf die baldige Vernichtung eines alten, für die Jetztzeit unmöglich gewordenen Gesetzes.